



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gleichgiltig sein, ob die da unten in Ungarn oder in der Türkei sich balgen oder freundlich zusammenleben. Doch, um von etwas anderm zu reden, haben Sie die Flinte über der Schulter gehabt, seitdem wir uns gesehen haben?

Nur einmal, aber ich wollte heute Nachmittag eine kleine Suche auf Amack vornehmen.

Da möchte ich dabei sein!

Das geht nicht. Das Terrain gehört zum Exerzierplatz der Artillerie, und um dort jagen zu können, muß man eine Karte der Kommandantur haben, sonst weist einen die Schildwache zurück, und die Karte gilt nur für meine Person.

Wissen Sie, ich werde es doch versuchen; ich gehe dicht neben Ihnen, die Wache läßt mich schon durch, wenn sie Ihre Karte sieht. Wollen wir uns an der langen Brücke um drei Uhr treffen?

Wir kanns recht sein, wenn Sie sich dem Zurückweisen aussetzen wollen. Ich kann Ihnen natürlich nicht verbieten, neben mir herzugehen; also um 3 Uhr an der langen Brücke.

Besten Dank; ich werde mich pünktlich einfinden. Also auf Wiedersehen!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der alte und der neue Sultan von Sansibar. Das hätte man sich vor zwanzig, ja vor zehn Jahren in Deutschland auch nicht gedacht, daß uns ein Thronwechsel in Sansibar interessiren könnte. Das kleine ostafrikanische Reich mit seinen Inseln und Festlandsäumen gehörte nur in die Geographie, kaum in die Geschichte, es schien nur eine Gruppe von Hamburger Kaufleuten und einige deutsche und noch mehr einige englische Heidenboten und Forschungsreisende anzugehen. Wie anders jetzt, wo auch die deutsche Politik dem Sultanate nahe getreten ist, wo die Diplomatie des deutschen Reiches dort eine wichtige Rolle spielt, wo wiederholt schon unsre Kriegsflotte in die Geschicke des Landes eingegriffen hat, nunmehr auch eine Landtruppe neben ihr mit gutem Erfolge für deutsche Interessen thätig ist, und Anfänge zu einer großen deutschen Kolonie in Afrika sich entwickeln, die glänzende Hoffnungen erweckt haben! Unter diesen Umständen kann es nicht verwundern, wenn die Nachricht von dem unerwarteten Tode des bisherigen Sultans von Sansibar und die Person seines mutmaßlichen Nachfolgers unsre Presse lebhaft

beschäftigt, und ein paar Worte zum Verständnis der Frage werden am Orte sein.

Wir schicken voraus, daß die unter dem Sultanat von Sansibar begriffenen Gebiete bis 1856 gleich einem großen Teile Südarabiens zum Reiche der Imams von Maskat gehörten. 1856 aber wurden beim Ableben des letzten Imams dessen Besitzungen geteilt, und sein Sohn Madjid erhielt die afrikanische Hälfte, die er bis 1870 als Sultan von Sansibar beherrschte. Sein Erbe und Nachfolger war sein jüngerer Bruder Sejid Bargasch, ein thatkräftiger Charakter und trefflicher Geschäftsmann, der seinen Vorteil bei aller notwendig gewordenen Freundschaft und Nachgiebigkeit gegen England, dessen Handel fast die Hälfte der hier einlaufenden Schiffe entzündete, und das jahrelang durch den gewandten und rührigen Konsul John Kirk an seinem Hofe vertreten war, bestens wahrzunehmen verstand, d. h. er unterstützte, soweit er mußte, die Bemühungen Kirks, dem schwunghaft betriebnen Sklavenhandel der Araber von Sansibar möglichst zu steuern, mußte aber unter der Hand selbst möglichst viel Nutzen aus diesem Geschäfte zu ziehen. Sonst ist von ihm noch zu berichten, daß er sich Stanley gefällig zeigte, als dieser 1871 nach der Insel kam, um sich zu seiner großen Reise zur Auffuchung Livingstones in Innerafrika auszurüsten, und daß er lange genug lebte, um zu sehen, daß Ansprüche, die von Deutschen erworben worden waren, Ansprüchen, die er auf das Hinterland seines Küstenbesitzes auf dem Festlande erheben zu können meinte, erfolgreich gegenübertraten, indem das deutsche Reich sie unter seinen Schutz stellte. Als er im März des Jahres 1888 starb, folgte ihm als Erbe des Nestes seines Besitztums sein Bruder Sejid Chalifa Bin Said, der, als er zur Regierung gelangte, zweiundvierzig Jahre alt war, sich aber nicht lange des Thrones erfreuen sollte. Er hatte ihn nicht ganz zwei Jahre innegehabt, als er in diesen Tagen einem Sonnenstiche erlag. Bei seinen Untertanen hinterließ er kein ehrenvolles Andenken. Der Religion nach gehörte er wie sein Vorgänger dem Islam an, hielt sich aber zu einer von dessen Sekten. Früher wenig bekannt, auch von seinem Bruder wenig beachtet, der überhaupt mit seinen Geschwistern, u. a. seiner Schwester, der Frau eines Hamburger Kaufmanns, auf schlechtem Fuße stand, ließ er schon an seinen ersten Regierungshandlungen erkennen, daß er nicht der Mann war, den die Lage des Reiches erforderte. Zunächst mangelten ihm der sichere Blick für die Verhältnisse und Bedürfnisse desselben gegenüber den europäischen Mächten, die feste und energische Entschlossenheit gegenüber dem widerspenstigen Elemente, das sich in der arabischen Bevölkerung regte, und die geschäftliche Klugheit und Geschicklichkeit. Dann gab sein Privatleben vielfach Anlaß zu Klagen seiner Untertanen. Die Araber, die unter seinem Vorgänger nicht mehr Widerspruch gegen die Maßregeln der Regierung zu erheben wagten, atmeten auf, als er den Thron bestiegen hatte, da sie in seinem Auftreten den schwachen, unschlüssigen Herrscher erkannten. Auf alle Fälle ließ er, als der Aufstand wegen des Abkommens mit den Deutschen ausbrach, den Dingen ihren Lauf und war zu keinem kraftvollen Einschreiten gegen die Empörer zu bewegen, die doch auch gegen ihn die Waffen ergriffen hatten. Mit Unrecht, scheint es, wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er mit ihnen unter einer Decke spiele; seine Anthatigkeit entsprang wohl nur seinem schwachen und teilnahmslosen Wesen; wenigstens konnte ihm ein Einverständnis mit den Aufständischen nicht bestimmt nachgewiesen werden, und andererseits mögen manche arabische Führer seinen Namen für ihre Zwecke gemißbraucht haben, um das Volk für ihre Partei günstig zu stimmen und sie als loyal und patriotisch erscheinen zu lassen. Aber der Mangel an Thatkraft, den Sejid Chalifa bei der Gelegenheit

zeigte, wirkte unter den obwaltenden Umständen ebenso schlimm wie verräterischer Vertragsbruch, und so fehlte es denn auch nicht an Vorwürfen in dieser Richtung, und zwar vereinigten sich dazu deutsche und englische Stimmen. Dazu kam endlich, daß der Schwächling, vielleicht um sich stark zu zeigen, bald nachher plötzlich als blutiger Despot auftrat und eines Tages eine Anzahl von Gefangnen auf dem Fruchtmarke von Sansibar grausam hinrichten ließ, ohne daß ein richterliches Verhör und Urteil vorher erfolgt war. Nach solchen despotischen Ausbrüchen versank er gewöhnlich wieder in die alte Gleichgiltigkeit und Trägheit, aus der ihn gelegentlich die Konsuln aufrüttelten, wenn Gerüchte von Umtrieben seines Bruders Sejid Ali zu seiner Entthronung ihn bei ihnen Rat zu suchen veranlaßten. Die Mehrheit der Sansibaren war zuletzt mit Sejid Chalifa sehr unzufrieden, und man würde ihn abgesetzt haben, wenn die europäischen Konsuln sich nicht seiner angenommen hätten, die über Kriegsschiffe und Seesoldaten verfügten, und die, obwohl sie bei seiner Art zu denken und zu handeln nur langsam ihre Absichten durchsetzen konnten, doch keine Revolution wünschten. In der letzten Zeit zeigte sich der Sultan dafür auch einigermassen gefügiger: er erließ ein Gesetz, das die Sklaverei beschränkte, ging auf etliche andre Forderungen ein und schien geneigt, weiteres zu bewilligen, schickte auch eine Gesandtschaft nach Europa und wäre wahrscheinlich noch ein ganz erträglicher Bundesgenosse der Deutschen und Engländer geworden, wenn ihn der Tod nicht vor der Zeit ereilt hätte.

Er hinterläßt nun zwei Brüder, den genannten Sejid Ali, der dreiunddreißig Jahre alt ist, und einen jüngern, Abdul Aziz, der in Maskat lebt. Der erstere wohnt in Sansibar und stand anfangs dem Sultan als eine Art Minister zur Seite, wurde ihm aber durch seinen Verkehr mit der Opposition verdächtig und sollte einmal deshalb in seinem Hause von Regierungstruppen verhaftet werden, was aber von den Engländern, mit denen er befreundet ist, verhindert wurde. Er gilt für einen verhältnismäßig gebildeten und liberal gesinnten Mann, und da er vermutlich der Nachfolger Sejid Chalifas sein wird, so wäre für die weitere Entwicklung der Dinge in diesem Teile Ostafrikas auch dann Gutes zu erwarten, wenn keine Verträge bestünden, die die Erben des verstorbenen Sultans wie ihn selbst an die europäischen Interessen binden. Man wird sich entsinnen, daß vor etwa vier Jahren zwischen Deutschland und England einerseits und dem Sultan Bargasch anderseits ein Abkommen getroffen wurde, das die Herrschaft des Sultans auf dem Festlande auf eine zehn englische Meilen breite Küstenstrecke zwischen Kap Delgado und Kipini beschränkte, die noch einige Orte im Norden des letztern einschloß. Aber selbst diese magere Souveränität wurde noch geschmälert, indem Sejid Chalifa bald nach seiner Thronbesteigung einen Vertrag unterzeichnete, durch den er der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft das Recht einräumte, gemeinsam mit seinen Beamten jenen Küstenbezirk zu verwalten, dort die Zölle zu erheben und die deutsche Flagge aufzuhissen, wofür ihm eine jährlich zu entrichtende Abfindung zugesichert war. Ein ähnlicher Vertrag verschaffte der britischen Ostafrikanischen Gesellschaft auf fünfzig Jahre die Verwaltung des Küstenstrichs von Wanga bis Aftu. Eine Verschlimmerung dieser Verhältnisse ist also unter keinem neuen Sultan zu befürchten. Vielmehr können die aus den Verträgen fließenden Rechte nur auf Kosten Sansibars verstärkt und vermehrt werden, und die Sultane, deren Vorfahren hier einst ein Reich auf den Trümmern portugiesischer Macht gründeten, werden sich bei dem guten Einvernehmen, das in dieser Angelegenheit zwischen Deutschland und Großbritannien herrscht, immer nur so weit frei bewegen, als es sich mit den Interessen und Absichten der beiden Mächte verträgt.

Zur Charakteristik Kaiser Josefs des Zweiten. Am 20. Februar haben die Zeitungen natürlich nicht verabsäumt, den „hundertjährigen Todestag“ (o diese hundertjährigen Tage, Feste und Jubiläen!) zu begehen. Viel mehr haben sie bei dieser Gelegenheit nicht gebracht, als was ohnehin jedermann weiß; sie haben den allbekanntesten Menschenfreund auf dem Throne geschildert, den aufgeklärten Volksbeglückter, für dessen edle Absichten sein Volk nicht reif war. Und doch hat sogar Heinrich von Sybel, der wahrlich weder zu den Feudalen noch zu den Ultramontanen gehört, ein ganz andres Bild gezeichnet! Da wir aus Höflichkeit gegen die Leser seine Geschichte der Revolutionszeit als bekannt voraussetzen müssen, so dürfen wir sie nicht ausschreiben. Nur wenige Sätze erlauben wir uns anzuführen. „Welch ein Kontrast, wenn man seine Persönlichkeit und sein Thun mit denen seines großen Musters, Friedrichs des Zweiten, vergleicht! Friedrichs Beweggründe sind überall tiefer und sittlicher, und eben deshalb ist sein Handeln stets ruhiger, besonnener, zukunftsreicher. Zufrieden, daß seine enge Rechtgläubigkeit ihn selbst und sein Volk weiter beherrscht, greift er an keiner Stelle in das religiöse Gewissen seiner Untertanen ein, wohl wissend, daß man eine Nation zu geistiger Freiheit erziehen, aber nicht zwingen kann. In dem entgegengesetzten Verfahren ist Josef gescheitert, und auch seine Nachfolger scheinen auf diesem Felde keine höhere Frage als die eine zu kennen, ob die Kirche dem Staate oder der Staat der Kirche ein dienendes Mittel zu Macht und Erbauung sein soll.“ Es hätte sich doch gelohnt, durch Nachschlagen in einem solchen Buche ein Paar individuelle Züge in das farblose Vorlegeblatt für Zeichner von liberalen Menschenfreunden zu bringen.

Noch individueller und daher unendlich interessanter läßt sich das Bild Josefs gestalten, wenn man — vielleicht geschieht es noch in einer unsrer größern Monatschriften — seine und seiner Verwandten zahlreiche Briefe zu Hilfe nimmt. Auf diesem Wege findet man zugleich, daß seine Mißerfolge in seinem Charakter begründet waren, und zwar nicht bloß in Übereilung und Ungeduld, sondern noch in andern, wenig anziehenden Charakterzügen. Josef gehörte in die Klasse jener Menschenfreunde, die mehr den Menschen in abstracto, als den einzelnen wirklichen und lebendigen Menschen lieben. Wir könnten eine Reihe von Beweisen dafür auch aus den Briefen seiner Geschwister beibringen, beschränken uns aber auf einen Brief seiner Mutter vom 14. September 1766, worin sie ihm mit wunderbarem Scharfblick sein zukünftiges Schicksal voraussagt.

Josef hatte über Gegenstände, die geschichtlich ohne Belang waren, einige Notizen abgefaßt, deren Ton einige alte Diener seiner Mutter verletzen mußte. Diese schreibt nun u. a.: „Was du von Ahasas sagst [es steht zwar da: ce que vous me dites, aber wenn die Kaiserin deutsch sprach, duzte sie ihre Kinder], kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Seitdem ich ihn kenne, habe ich ihn niemals so selbstsüchtig und bössartig gefunden, daß ich ihm zutrauen könnte, er werde aus Selbstsucht jemandem ein Unrecht zufügen. Er ist, soweit ich ihn kenne, ernsthaft und streng, aber pflichteifrig und gerade, nicht im mindesten ränkesüchtig. Warum ihn ungünstig beurteilen und sofort verdammen? Ich fürchte sehr, daß du mit der schlechten Meinung, die du von den Menschen im allgemeinen hegst, die kleine Zahl ehrlicher Leute, die du noch hast, vollends verlieren wirst. Das ist ein sehr wesentlicher Punkt! Denn ein Mensch, der sich keiner bösen Absicht bewußt ist, erträgt keinen Verdacht; wenn er kann, so entfernt er sich, kann er nicht, so vermindert sich sein Diensteifer. Vertrauen ist die Haupttriebkraft, wo das fehlt, da fehlt alles.“

Anläßlich einer andern Staatschrift Josefs schreibt sie in demselben Briefe: „Es schmerzt mich, daß du eine Genugthuung darin finden kannst, andre zu erkälten und durch Ironie zu demüthigen. Ich muß dir sagen, daß ich mein Lebtag gerade entgegengesetzt gehandelt habe. Ich suchte immer lieber die Leute durch gute Worte dahin zu bringen, daß sie thaten, was ich wollte, lieber durch Überredung als durch Zwang. Dabei habe ich mich wohl befunden, und ich wünschte nur, du fändest in deinen Staaten und in den Menschen ebenso viel Hilfsquellen, wie ich sie gefunden habe. . . . Glaubst du auf diese Art dir deine Unterthanen treu erhalten zu können? Wie sehr fürchte ich, du werdest Schurken in die Hände fallen, die sich, um ihre Absichten zu erreichen, alles gefallen lassen, auch Dinge, die ein edles und aufrichtig ergebnes Gemüt nimmermehr erträgt! . . . Und was mich am meisten bestürzt macht: du hast nicht in augenblicklicher Wallung geschrieben, sondern vierundzwanzig Stunden überlegt, ehe du mit deiner Ironie den Dold ins Herz stießest [dem Fürsten Kaunitz und, wie es scheint, dem Grafen Harrach] und Vorwürfe aussprachst, die schon deswegen übertrieben erscheinen, weil du die Personen, gegen die sie gerichtet sind, hoch schätze und dir zu erhalten wünschest; fast muß ich bezweifeln, daß du es mit ihnen aufrichtig meinst. Ich fürchte, du wirst keine Freunde finden, niemand, der für Josef Anhänglichkeit empfindet; gerade Josef willst du ja vor allem sein, und gerade Josef ist es ja, nicht der Kaiser und nicht der Mitregent, aus dessen Herzen jene häßlichen, beißenden und ironischen Redensarten hervorgehen. Das ist es, was mich beunruhigt, was dein Unglück ausmachen und das der Monarchie und der ganzen Familie nach sich ziehen wird. Ich hatte mir geschmeichelt, daß, wenn ich stirbe, deine Staaten und unsre zahlreiche Familie an mir nichts verlieren, vielmehr durch den Wechsel nur gewinnen würden. Kann ich das noch, wenn du dich in einem Tone gehen läßt, der jedes Wohlwollen und jede Freundschaft verbannt? Daß du ein berühmtes Muster nachahmst, ist nicht schmeichelhaft für dich. Dieser Held, der so viel von sich reden gemacht hat, dieser Eroberer, hat er einen einzigen Freund? Muß er nicht aller Welt mißtrauen? Was für ein Leben, dem alle Gemüthlichkeit fehlt! [ou l'humanité est bannie. Daß Maria Theresia ihren großen Feind falsch beurtheilte, wird man ihr zu gute halten müssen. Ihm gegenüber ist die herzensgute und klar sehende Frau wie ausgewechselt. Sie nennt ihn zuweilen ce monstre, und hat eine kindische Freude, als sie eines Tages die merkwürdige Entdeckung gemacht zu haben glaubt, daß Friedrich der Große keinen guten französischen Stil schreibe, während sie doch selber das Französische radebrechte, wie ihr der deutsche Schnabel gewachsen war.] Zudem ist die Liebe die Grundlage unsrer Religion und jedermanns Pflicht; glaubst du sie auszuüben, wenn du mit deiner Ironie sogar Männer verletzest, die uns große Dienste erwiesen haben, und deren Schwächen von keiner andern Art sind, als die, an denen wir alle leiden, durch die sie weder dem Staate noch uns, sondern höchstens sich selber schaden? . . . Ein einfaches Ja oder Nein wäre weit besser gewesen als dieser ganze Schwulst von Redensarten, in dem du mit deiner Schreibfertigkeit selbstgefällig glänzeest. Hüte dich wohl davor, dir im Aussprechen von Bosheiten zu gefallen! Dein Herz ist noch nicht böse, wird es aber werden. Es ist die höchste Zeit, daß du dir den Geschmack an diesen geistreichen Redensarten und Wizen abgewöhnest, mit denen du andre betrübst und lächerlich machst. Hast du damit alle ehrlichen Leute von dir entfernt und die Thür nur noch für Schurken offen gelassen, dann bildest du dir ein, das ganze Menschengeschlecht verdiene deine Liebe und Achtung nicht. Du hast ja das Beispiel der Einzendorffe vor Augen. Geist, Talent, angenehmes Benehmen kann man diesen Leuten nicht absprechen;

aber kein Mensch hält es mit ihnen aus: sie sind schlechte Familienglieder und schlechte Unterthanen und taugen für keinen Beruf. Für einen Monarchen wäre ein solcher Charakter ein noch weit größeres Unglück; er würde ihn selbst und alle seine Unterthanen unglücklich machen. Nach dieser langen Predigt, die du meiner zärtlichen Liebe zu dir und zu meinen Vätern verzeihen wirst, will ich dir in einem Vergleiche sagen, was du mit allen deinen Talenten und persönlichen Vorzügen bist. Du bist eine Kofette [*une coquette d'esprit*]; wo du Geist zu finden glaubst, rennst du ihm ohne Überlegung nach. Hast du in einem Buche oder im Gespräche einen Witz oder eine geistreiche Redensart aufgeschnappt, so wendest du sie bei der ersten Gelegenheit an, ohne zu überlegen, ob sie paßt. Und nun zum Schluß nehme ich dich beim Kopfe und umarme dich zärtlich und wünsche, du möchtest mir nie wieder solchen Verdruß machen mit deiner bösen Schreibart, da ich dich gern von aller Welt geehrt und geliebt sehen möchte, wie du es verdienst; und halte mich immer für deine gute treue Mutter!"

Das ist freilich nicht so ganz der altbekannte Josef.

Von Leipzig über Australien ins Fichtelgebirge. Vor einigen Jahren wurde einmal an dieser Stelle der Schaden beleuchtet, den die Individualität der Schüler und der Geldbeutel ihrer Eltern durch den Zwang zu uniformen Schreibheften erleiden. In finanzieller Beziehung ist auch der häufige Bücherwechsel nicht gerade angenehm. Früher konnte ein Schulbuch, wenn es gut gehalten wurde, zehn Jahre lang in der Familie dienen, immer von einem Sohne auf den nächst jüngern übergehend; heutzutage ist das selbst dann nicht mehr möglich, wenn gar kein neues Buch eingeführt wird, weil aller paar Jahre neue Ausgaben erscheinen, und schon die geringste Abweichung hinreicht, die ältern Ausgaben zu verbannen. Nun, was dem einen ein Al, ist dem andern ein Nachtigal; Verleger, Sortimentler, Buchbinder, Buchdrucker, Papierfabrikanten wollen auch leben. Und bei dem Buche, das mir neulich den oft schon erwogenen Übelstand wieder einmal in Erinnerung brachte — es war die „Seydlitzsche Geographie. Ausgabe A“ — ist der öftere Wechsel eigentlich gerechtfertigt. Wächst doch die Einwohnerzahl unsrer Reichshauptstadt und die Zahl der Land- und Völkerschaften in Südoftafrika so reißend, daß schon darum die neunzehnte Bearbeitung des besagten Büchleins vom Jahre 1883 im Jahre 1888 nicht mehr paßte, und eine zwanzigste ganz selbstverständlich erschien. Dazu bringt diese zwanzigste eine gewaltige Verbesserung. „Die bei der Einführung in das Verständnis der Karte gewonnenen erdkundlichen Begriffe, heißt es in der Vorbemerkung, werden sogleich im ersten Kursus an dem Erdteile Australien eingeübt.“ Warum nicht gleich am Monde? der ist ja noch ein bißchen entfernter. Wohl nur darum, weil es da droben kein Wasser giebt. Der Grund der Wahl wird Seite 13 angegeben: „Wir suchen die bisher behandelten Erscheinungen an dem Erdteil auf, wo sie am einfachsten hervortreten.“ Als ob es durchaus gleich ein ganzer Erdteil sein müßte! Auf einer Karte von Deutschland findet man doch auch alles beisammen, was zur Geographie gehört, von den Gletschern bis zu den Meerengen. Ganz ohne Skrupel ist auch der kleine Umweg über Australien nicht eingeschlagen worden. „Ob aber dieses (Australien) aus mancherlei Gründen, so auch aus dem nationalen Gesichtspunkte, nicht besser der Benutzung von Europa-Deutschland zu dem gleichen Zwecke weichen müsse, bildet noch den Gegenstand unsrer Erwägung.“ Nun, vielleicht verhilft die Verfügung des Kaisers über den Kadettenunterricht, die, nebenbei gesagt, das beste Programm für eine bescheidne und maßvolle Schulreform enthält, den schwankenden Herren

Geographen zu einer raschen Entscheidung. „Die Erdkunde, sagt unser hoher Schulreformer, hat, auf der untersten Stufe von der Heimat ausgehend, zunächst den geschichtlichen Unterricht zu ergänzen u. s. w.“

Damit wären wir glücklich wieder dort angelangt, wo wir uns bis in die vierziger Jahre befunden haben. Vom Geographieunterricht bei Pestalozzi erzählt ein Bögling von Zfferten: „Für die ersten Elemente der Geographie führte man uns ins Freie. Man begann damit, unsre Schritte in ein abgeschlossenes Thal bei Yverdon, in welchem der Büron fließt, zu lenken. Man ließ uns dasselbe im ganzen und in seinen Teilen betrachten, bis wir davon eine richtige und vollständige Anschauung hatten. Dann forderte man uns auf, jeder sollte ein Quantum [von der] Thonerde, die an einer Seite des Thales in Schichten eingebettet lag, herausholen, womit wir dann große Bogen Papier füllten, die wir zu diesem Zwecke mitgenommen hatten. Ins Schloß zurückgekehrt, stellte man uns an große Tische, teilte sie ab, und jeder mußte auf der Stelle, die ihm zugefallen war, das Thal, wo wir eben unsre Studien gemacht hatten, aus seiner Thonerde nachbilden. Die folgenden Tage neue Ausflüge, neues Auskundschaften an einem immer höher gelegenen Punkte mit weiterer Ausdehnung unsrer Arbeit. So fuhren wir fort, bis wir das Becken von Yverdon durchgearbeitet und von der Höhe des Montéla, welcher dasselbe ganz beherrscht, im Zusammenhang übersehaut und als Relief nachgebildet hatten. Dann, aber erst dann, gingen wir zu der Landkarte, für die wir erst jetzt das richtige Verständnis uns erworben hatten.“

Die Reliefbilderei haben nun wohl auch die eifrigsten Pestalozzianer nicht überall durchführen können. Aber wenigstens hat einer von ihnen, Schacht, sein schönes Lehrbuch, das jetzt aus den Schulen verschwunden zu sein scheint, nach den angedeuteten Grundsätzen eingerichtet. Er beginnt ähnlich wie Seydlitz mit einer Erklärung der verschiednen Kartengebilde, fordert aber dann, daß der Lehrer die Schüler in ihrer Umgebung orientire und den Plan des Heimatdorfes oder der Vaterstadt, sodann die Karte der Umgegend vor ihren Augen entstehen und sie nachzeichnen lasse, was freilich größere Unabhängigkeit vom Lehrbuche voraussetzt, als sie unsern heutigen Lehrern eigen zu sein pflegt. Hierauf geht Schachts Geographielehrer zum deutschen Vaterlande über, und läßt auch dessen Bau allmählich entstehen, und zwar vom Fichtelgebirge aus, indem er die von ihm nach allen vier Himmelsgegenden strömenden Flüsse und die sie einschließenden Gebirge verfolgt. (Hoffentlich wird es auch heute noch gestattet sein, Deutschösterreich zu Deutschland zu rechnen.) Da jedes unsrer größern Flußgebiete zugleich eine Landschaft im geschichtlichen Sinne bildet, so läßt sich von ihm ein Bild entwerfen, das den Schüler nach allen Seiten hin befriedigt und zeitlebens in ihm lebendig bleibt. Ist die Karte Deutschlands westlich bis an den Rhein vorgeückt, so bietet das plastisch und landschaftlich schönste und am reichsten ausgestattete aller deutschen Flußgebiete Gelegenheit zu einem Überblick der Geschichte des deutschen Reiches von seiner Wiege bis zur jetzigen Vollendung. Dann wendet man sich südwärts dem Rückgrat Europas, den Alpen zu, an denen der Bau seiner südwestlichen Hälfte begriffen wird, und zuletzt dem nordostdeutschen Tieflande, dem Sitze der gegenwärtigen Reichsgewalt, mit einem Ausblick auf die große russische Ebene. Ein Überblick über die Glieder am Rumpfe schließt einstweilen die Geographie Europas ab. Das wäre so ein Pensum für Sexta und Quinta, vielleicht auch noch für Quarta. Damit hätten die Schüler eine lebendige Anschauung ihres Vaterlandes und eine oberflächliche Kenntniz des übrigen Europas erlangt, zugleich aber eine Einsicht in den Zusammenhang zwischen Bodengestalt und Kultur, Berg

und Wasser, Land und Leuten, eine Übung im Auffassen und Wiedergeben von Landschaftsbildern, die sie im Notfalle befähigen würde, die Geographie der übrigen Erdteile ohne Anleitung eines Lehrers zu bewältigen. Ein Schüler, der die Struktur des Altwaters, des Fichtelgebirges, und des St. Gottard samt der je vierfachen Wasserspende dieser merkwürdigen Gebirgsstücke ordentlich begriffen hat, hat damit einen soliden Unterbau für eine wirkliche Geographie gewonnen, den ihm die Namen chinesischer Städte und südamerikanischer Flüsse nicht darbieten können.

Anstatt solch einer naturgemäßen Grundlegung wird im Seyndlich die Bedeutung der Kartenzeichen an einem dürftigen Bildchen aus dem in jeder Beziehung dürftigen Australien erklärt, dem Erdteil, der uns am allergleichgiltigsten ist, der keine Geschichte hat, und der den Sonderling unter den Erdteilen spielt, dessen Bäume keinen Schatten geben, dessen Hasen wie die Heuschrecken hüpfen, und dessen sonstige Säugetiere Schnäbel haben. Hierauf wird der Sextaner durch die übrigen Erdteile spazieren geführt, oder eigentlich nicht spazieren, denn bei der Größe des Gebiets kann von Verweilen, Beschauen, Veranschaulichen, von einem Entwerfen lebensvoller Bilder keine Rede sein. Es können nur eine Menge Namen und ganz oberflächliche Kartenbilder eingebläut werden, die lediglich den Zweck haben, teilweise vergessen zu werden und so durch einige Dreien und Vierer eine angenehme Mannichfaltigkeit ins Zeugnis zu bringen. Einen sonstigen Nutzen hat dieses Namensverzeichnis nicht, weil ja alle diese Namen und Kartenbilder im Laufe der Zeit gelegentlich kennen gelernt und gemerkt werden: im Geschichtsunterricht, beim Zeitungslesen, bei Besprechung der Tagesereignisse, beim Briefwechsel mit Vettern in Montevideo, Santiago und Newyork, mit Brüdern, die nach Kamerun schwimmen, und mit Schwestern, die in Ägypten ihre Schwindsucht oder ihre Nerven kurieren. Es ist unglaublich, wie viel Zeit in der Schule an Dinge vergeudet wird, die ein geweckter Kopf heutzutage ganz von selber lernt, und wie stiefmütterlich manche sehr notwendige Dinge behandelt werden, die der Schüler ohne Anleitung schlechterdings nicht lernen kann, ja an die er gar nicht denkt, auf die er von selber gar nicht verfällt. Die Schulverbesserer fordern vor allem Anschauungsunterricht und mehr Raum für die Realien; sie sollten, anstatt immer auf den alten Sprachen herumzuhacken, nur erst einmal dafür sorgen, daß der Realienunterricht wenigstens in dem ihm jetzt zugemessenen Umfange Anschauungsunterricht würde!

Suggestion. Es kann nicht anders sein, es ist bei dem Prozesse der Gabriele Bompert hypnotisch-spiritistischer Einfluß vorhanden, und die Herren in Nancy haben Recht, wenn sie behaupten, daß diese Dame nicht aus bodenlosem Leichtsinne und völligem Mangel an Gewissen geworden sei, was sie geworden ist, und gehandelt habe, wie sie gehandelt hat, daß sie vielmehr unter dem Zwange von Suggestionen gestanden habe. Cyrand hat ihr suggestirt, daß sie Gouffé an sich locken und ermorden helfen müsse, und der edle Kalifornier hat ihr suggestirt, daß sie nach Paris reisen und die Sache anzeigen solle. Und sie selbst wiederum hat die Bevölkerung von Lyon in hypnotischen Zustand gesetzt und ihr suggestirt, sie wie eine Heldin zu feiern und mit Blumenpenden zu begrüßen. In der That, so muß es sein, denn sonst müßte man glauben, daß diese Bevölkerung ihren gesunden Sinn verloren habe.

Diese Entdeckung der psychiatrischen Schule von Nancy ist von weitreichender Bedeutung. Sie löst alle Rätsel des Seelenlebens, sie hebt alle sittliche Verantwortung auf, sie gewährt dem Gefühlsdusel einer Volksmenge, die den sittlichen

Ernst verloren hat, die schönste Berechtigung, „sie schafft die Möglichkeit einer ganzen Reihe neuer Rettungen.“ Seit der Rettung Neros sind diese schönen Werke der Humanität in bedauerlicher Weise in Stillstand gekommen, ja sogar in Mißkredit geraten, und immer noch ist ein Held und König wie Macbeth ungerettet geblieben. Wir nennen nicht Richard den Dritten, denn daß dieser körperlich mißgestaltete, innig beklagenswerte Regent unter dem Drucke der Mißbildung seiner Hirnschale gestanden und gemordet hat, sieht nur der völlig Blinde nicht. Aber Macbeth! Es schien unmöglich, den Ehrenschild dieses schottischen Königs rein zu waschen. Und doch, wie einfach und folgerichtig gestaltet sich alles, wenn wir Suggestion und in weiterer Folge eine psychisch-nervöse Störung annehmen! Macbeth tritt in den Kreis der Hexen. Ist es zu kühn, wenn wir annehmen, daß dies die poetische Umschreibung einer spiritistischen Sitzung von alten Weibern sei? „Heil dir, Macbeth, der du einst König sein wirst!“ Das ist die Suggestion, die Unterschiebung eines Gedankens, den Macbeth nicht wieder los wird und unter dessen Einfluß sein weiteres Handeln steht. Damit ist er selbst strafrechtlich freigesprochen.

Daß es Suggestionen in die Ferne gebe, wird von den Psychologen des Spiritismus behauptet (man erinnere sich des Berichtes über „Zenker, Zenker“!), von andern bestritten. In Macbeth haben wir die merkwürdige Thatsache einer brieflichen Suggestion. Lady Macbeth erfährt aus einem Briefe, was sich ereignet hat und steht sogleich unter demselben Einflusse. Wie aber Frauen im Begehren lebhafter sind als Männer, so übernimmt sie den Antrieb zur That.

Daß Macbeth sowohl als auch seine Frau geeignete Medien oder Subjekte waren, kann man aus ihrem Verhalten erkennen. Sie sind nervös, krankhaft reizbar und leiden — ein sicheres Kennzeichen krankhafter psychischer Zustände — an Hallucinationen. Es ist kein Zweifel, daß sie, wenn ihnen heute der Prozeß gemacht würde, auf das Gutachten medizinischer Sachverständigen der Schule von Nancy freigesprochen werden müßten und daß die Volksmenge berechtigt sein würde, jene verkannten edeln Menschen nach ihrer Freisprechung mit Jubel zu begrüßen.

Zur Beurteilung Anzengrubers. In Nr. 7 der Grenzboten bekämpft der Verfasser einer Anzeige von Adolf Sterns „Deutscher Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart“ das Urteil, das der Litterarchistoriker über zwei Dramen Anzengrubers „Der Pfarrer von Kirchfeld“ und „Die Kreuzelschreiber“ ausgesprochen hat, indem er im Gegensatz zu Stern auch in diesen Werken den Reichtum an „reiner, unbefangener Poesie“ preist. Wenn wir im folgenden einige Thatsachen geltend machen, die eher für Sterns Ansicht sprechen und sein Urteil sogar auch für andre dramatische Dichtungen Anzengrubers zutreffend erscheinen lassen, so wollen wir nicht etwa eine Antikritik der Kritik schreiben, sondern nur auf die praktischen Erfahrungen der Bühne hinweisen. In Berlin sind während der letzten achtzehn Jahre so ziemlich alle hervorragenden dramatischen Schöpfungen Anzengrubers aufgeführt worden, ohne daß es einer einzigen gelungen wäre, einen nachhaltigen Erfolg zu erringen oder gar sich dauernd auf einer Bühne einzubürgern. Schauspieler von starker Gestaltungskraft wie Marie Geistinger und Friedmann haben ihr Bestes daran gesetzt, um einzelne Figuren des Dichters auch durch die Kunst der Darstellung zur stärksten Wirkung zu bringen; aber diese Wirkung war nur eine augenblickliche, nur eine solche, an der man die Meisterschaft schauspielerischer Technik bewunderte. Das „Deutsche Theater“ in Berlin, wo sich nach

den leidenschaftlichen Versicherungen einiger Berliner Kritiker allabendlich die edelste und feinste Blüte der deutschen Schauspielkunst der Gegenwart dem Publikum zeigt, hat den „Pfarrer von Kirchfeld“ und den „Gewissenswurm“ aufgeführt, die Münchner Volksschauspieler, welche im Gegensatz zur Kunst nur die reine unverfälschte Natur auf ihre Fahne geschrieben haben, sind mit dem „Ledigen Hof,“ dem „Fleck auf der Ehr“ und andern Stücken Anzengrubers gekommen, und das Lessingtheater, wo man über dem Rahmen der Bühne den Wahlspruch liest, daß Kunst und Natur nur eins seien, hat den „Meineidbauer,“ die „Kreuzelschreiber“ und „Heimg'funden“ gespielt. Man hat es also mit Kunst allein, mit Natur allein und mit beiden zusammen versucht; aber das Ergebnis war immer dasselbe: große Begeisterung eines Teils der Kritik und Unempfänglichkeit des Publikums. Man wende nicht ein, daß hier nur der alte Gegensatz zwischen der nord- und der süddeutschen Gefühls- und Stimmungswelt zum Ausdruck komme. Die von fingerfertigen Schauspielern aus süddeutschen Romanen und Novellen herausgeschnittenen Theaterstücke der Münchner, die ausschließlich auf die Einwirkungen auf das Gefühl gestellt sind, künstlerisch aber viel tiefer als die Anzengruber'schen Schauspiele stehen, haben — unter gleichen Bedingungen der Darstellung — in dem kühlen Berliner Publikum eine wärmere und viel herzlichere Teilnahme wachgerufen. Es möchte denn doch nach solchen Beobachtungen nicht von der Hand zu weisen sein, daß das ganze dichterische Schaffen Anzengrubers mehr im Verstande als im Herzen wurzelte, mehr Kunst als Natur war.

Im Zusammenhange damit erklärt es sich auch vielleicht, weshalb gerade solche Tageschriftsteller, deren Thätigkeit eine vorwiegend kritische und feuilletonistische, also mehr eine verstandesmäßige ist, sich am stärksten durch Anzengruber angezogen fühlten. Fritz Mauthner und Ludwig Fulda haben sich sogar von Anzengruber dichterisch begeistern lassen und zu seinem Gedächtnis ernst gemeinte Verse geschrieben. Und noch ein anderes wird nicht zufällig, sondern tiefer begründet sein, daß nämlich — in Berlin wenigstens — die leidenschaftlichsten Vorkämpfer für Ibsen und seine Gefolgschaft zugleich die wärmsten Lobredner Anzengrubers sind. Kein Zweifel, daß dafür die gemeinsame Vorliebe für das Pathologische entscheidend ist, daß der Verstand auf den Verstand wirkt und die „reine, unbefangene Poesie“ nur ein bescheidenes Wörtlein mitspricht.

Auch eine Verdeutschung. Die von der Leitung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins verbreiteten Vorschläge zur Beseitigung von Fremdwörtern aus der Sprache des Handels sind neulich in dem Berliner Zweigverein beraten worden. Dabei erklärte sich dieser Verein u. a. für den Ersatz des Wortes Champagner durch Sekt (neben dem vom Entwurfe vorgeschlagenen Schaumwein). Ohne dem löblichen Thun des Vereins im mindesten zu nahe treten zu wollen, können wir uns doch nicht enthalten, hierzu ein ?! zu machen und dieses Zeichen der Verwunderung folgendermaßen zu erläutern. Was ist „Sekt?“ Ein Lehnwort aus dem Spanischen. Als der Cyperwein durch spanische und kanarische Trockenweine verdrängt wurde, bürgerte sich in ganz Nordeuropa auch die spanische Bezeichnung (vino) seco in allerlei Umbildungen ein, niederländisch see, englisch sack u. s. w. Allerdings trank man die südlichen Weine wohl selten rein, wie auch heutzutage, doch zum Teil aus einem andern Grunde. Der Trinker von damals bedurfte eines starken Gaumenreizes und erfreute sich hoffentlich weniger empfindlicher Nerven als wir, da er sein Bier mit Muskatnuß zu würzen liebte und den Trockenwein durch Zusatz von allerlei Süß- und Bittermitteln und aufregenden Stoffen verdarb. Wie

ließ sich da eine Ähnlichkeit mit Champagner entdecken? Das gehört zu den „Berliner Wigen,“ die jetzt in Berlin selbst verschollen zu sein scheinen. Ludwig Devrient und Genossen bedienten sich in der Weinstube von Lutter und Wegener gern der Redeweise Shakespeares, und da begreiflicherweise Falstaff besonders oft die Kosten bestreiten mußte, wurde der Champagner Sekt getauft. Von der Berliner Schauspielerkneipe aus hat sich der Gebrauch über ganz Deutschland verbreitet, und wem eine „Bulle Sekt“ besser mundet als eine „Flasche Champagner,“ dem soll daraus kein Vorwurf erwachsen. Aber einen scherzhaften, ganz unpassenden Ausdruck, der noch dazu einer fremden Sprache entstammt, förmlich in die Handels- sprache einzuführen, das ließe sich umso weniger rechtfertigen, als in diesem Falle eine Verdeutschung gar nicht notwendig ist. Denn es wird doch im Ernst niemand daran denken, für Naturerzeugnisse, deren herkömmliche Namen zugleich ihre Heimat andeuten, neue Namen zu erfinden, weil diese Heimat nicht zu Deutschland gehört? Wenn „Champagner“ als Fremdwort geächtet werden sollte, müßte natürlich auch „Bordeaux“ fallen (wofür wir vielleicht das schöne Wort „Kostpohn“ erhielten), und Tokajer, Chianti, Asti, Orvieto, Madeira u. s. w., ebenso natürlich Korinthen und Sardinien, Gorgonzola und Chesterkäse, Riokaffee und Cognac, Tüll und Manchester, Puzzuolanerde und Fernambukholz und tausend andre Wörter, deren willkürliche Verdeutschung eine grenzenlose Verwirrung hervorrufen würde. Blinder Eifer schadet nur, auch der besten Sache. Werden die deutschen Schaumweine so und nicht anders genannt, so ist bereits etwas viel Wichtigeres erreicht, als wenn wir den wirklich aus der Champagne kommenden Wein nötigen wollten, sich anstatt seines Heimatscheins eines falschen Passes zu bedienen.



Litteratur

Christliche Lebensbilder von Max Reichard. Gütersloh, Bertelsmann, 1889

Dieses hübsche Buch vereinigt neun Lebensbilder, von denen das letzte (Dorf- gemeinden Fröschweiler und Morsbromm) allerdings von den acht vorangehenden so absticht, daß man es lieber als einen kulturhistorischen Anhang bezeichnet sähe. Der Verfasser ist als geborner Straßburger, der auch schon als französischer Militärprediger in der Krim thätig war, wohl geeignet, uns romanische Persönlich- keiten etwas näher zu bringen; so schildern uns seine Lebensbilder auch katholische Romanen, wie Blaise Pascal und die Seinigen und Pater Lacordaire; mit mehr Anteil noch Männer wie Alexander Vinet, Adolf Monod, Louis Meyer (Paris), Friedrich Oberlein. Auch ganz deutsche Persönlichkeiten wie Louis Harns in Hermannsburg und Helene von Orleans zeichnet er uns in anziehender Weise. Es ist begreiflich, daß einige Freunde den Wunsch hegten, diese meist schon anderswo gedruckten Lebensbilder in einem Bande vereinigt zu sehen. Der Verfasser will den Zweck des Buches reichlich erfüllt sehen, wenn durch das Lesen der Lebens-